

Anzahl von Lesern. P. Edelbert Kurz, der bekannte Franziskanermönch, versucht in „Individuum und Gemeinschaft beim hl. Thomas von Aquin“ die heute so umstrittene Frage zu lösen, ob der Mensch für den Staat oder der Staat für den Menschen da sei, während Prof. Siegfried Behn in „Schönheit und Magie“ eine neue Kunstphilosophie gibt und von den magischen Kräften her neues Verständnis für die verschiedenen Kunstarten zu erwecken sucht.

Ein merkwürdiges Schlaglicht auf wichtige politische Streitpunkte der Gegenwart wirft eine an sich streng aktenmäßige Darstellung der gescheiterten Friedensvermittlungversuche des Vatikans im Jahre 1917 „Deutschlands Unglück 1917 — und jetzt?“ herausgegeben von Friedrich Ritter von Lama.

Den vielfachen Forderungen nach billigen Ausgaben katholischer Werke entsprechen unseren neuen Sonderausgaben zu RM. 3,20. Wir wählten dazu „Das Singerlein. Geschichte einer jungen Seele“ von Dolores Wieser und die „Soldaten der Kaiserin, ein Maria-Theresia-Roman“ von Juliana von Stockhausen. Beide Werke können zu den besten neuer Roman-Literatur gezählt werden.

Die hier aufgeführten Werke wurden heute und früher in der „Vorschau“ angekündigt und ausführlich besprochen. Dieser Bericht soll jedoch die notwendige Übersicht geben über die verantwortungsbewusste katholische Verlagsarbeit von Kösel & Pustet, München. F. Ch.

Lebendige Kunstphilosophie

Von Prof. S. Behn. Mit einem einleitenden Brief von Prof. A. Dempf

Lieber Herr Behn,

Bonn, 7. 10. 32.

ich danke Ihnen sehr für den Entschluß, Ihre Ästhetik zu veröffentlichen. Sie retten damit die ganze lebende Ästhetikergeneration. Wir waren alle heillos blamiert, wenn heuer, wo die „Aphorismen über die Kunst“ von Görres durch die Neuausgabe der Vergessenheit entrissen wurden und auf einmal eine andere höchst lebendige Kunstphilosophie dastand, nicht auch einer der Lebenden zeigt, daß wir mehr können als formale und elementare Kunstanalyse. Jetzt da Sie Kunstphilosophie vom lebendigen Menschen her zeigen, wird auf einmal auch das scheinbar verlorene Interesse für Ästhetik wieder da sein. Wie Sie die verschiedenen Kunstarten vor allem aus den unbewußten magischen Kräften des Menschen zum Verständnis bringen, das ist ganz neu, wird vielleicht momentan einige Angstliche verblüffen, aber sicher bald die begeisterte Mitarbeit aller derer finden, für die Kunst zum unteilbaren Seelenleben gehört. Was Sie gar über den Genius sagen, seine Ekstase und faszinierende Kraft, das ist alles seit der Romantik gar nicht mehr gewagt worden, wird gründlich alle Scheingenialität entlarven und die werdende Kunstphilosophie erst ganz entscheidend auf den rechten Weg weisen.

Mit herzlichem Glückwunsch und bestem Gruß Ihr

A. Dempf.

Dem schönen Gebilde gegenüber muß die westeuropäische Gegenwart etwas befürchten, was sie viel zu selten auch nur bedacht hat; dies nämlich, daß unser Verhältnis zum schönen Gebilde spät, kalt, überreif, entfremdet geworden ist. Es klingt zwar für jederlei Bildungshochmut überraschend und verletzend, wenn man sagt, daß der westeuropäische Mensch des 20. Jahrhunderts ein sekundäres, vermitteltes und museumsartiges Verhältnis zu den Meisterwerken der Kunst inne hat; aber wahr bleibt es doch: wenn etwas von des Gedankens Blässe angekränkt ist, dann ist es die moderne Freude am schönen Werke, die durch Kritik, durch Katalogwissen, durch die gespreizte Manieristik des Kennertums verdünnt, entblutet, ja vergiftet worden ist. Sogar die seit der Aufklärung ausgeprägten Be-

griffe der ästhetischen Theorien sind dergestalt schüchtern, harmlos und gelehrtenhaft, daß es ganz unmöglich ist, mit ihrer Hilfe zu bezeichnen, was ein Schöpfer meistert und was ein Kunstfreund empfängt. Man braucht nur an solche Wendungen wie die vom „direkten und assoziativen Faktor des ästhetischen Verhaltens“ zu denken, damit einen die Gänsehaut überläuft, die vor jedem Strahl des Schönen die Poren verschließt. Auch solche harmlos freundlichen Lehren wie die Kantische vom interesselosen Wohlgefallen an der begrifflosen Form bezeichnet vielleicht die Einstellung eines bebrillten Kritikers zu einer totbleichen Gipsmaske, die im Erbbegräbnis irgendeiner Galerie beigesetzt ist, nicht aber die Ergriffenheit des Schönheitsempfänglichen, der in dem Augenblick der

Ein Schneider, ein malträzierter Kaiser, das lose Maul der Behnbuchler

Denn so ist nun einmal der Bauer und der mit ihm lebt auf dem Dorfe: Gesund und gerade wie die Natur, in der er aufwächst, kennt er keine falsche Sentimentalität und nennt das Ding beim rechten Namen, sei es nun, daß es den „Herrenbauern“ oder den Kleinhäusler, den Bürgermeister oder den Herrn Pfarrer angeht. Die angeborene Neigung zur Kritik und zum Spott macht sich mit Lust und Ausdauer an die lieben Nächsten, an ihre Handlungen und Fehler. In Behnbuchl war's und ist's nicht anders der Brauch. Hat zum Beispiel der Jochbauer am Rosenheimer Markt seinen Ochsen oder seine Kälberkuh zu billig verkauft, so wird es ihm von seinen Freunderln sicher auf dem Heimweg wenn nicht schon beim „Mailwirt“ dort beigebracht, daß er ein „dummer Teiff“ sei, der den Mehrgern „die Sach“ schenke. Und ging es — du herrlich schöne Vorkriegszeit! — des Sonntags beim Mesnerwirt manchmal hoch her und trank mancher soviel des edlen Gerstensaftes, daß er unbedingt am Montag blaumachen mußte, dann konnte es ihm am Dienstag leicht passieren, daß er auf der Gusterer- oder Haslauerwiese von einem Eingeweichten über neun Ader hin angeschrien wurde, ob er „ihn“ schon ausgeschlafen habe. In dieses Volksgewissen mit seiner unbestechlichen Rauheit und seiner freilich allzu lauten Stimme fiel nun auch mit seinem halben Totschlag der friedliche Hausl und die ganze Stala menschlicher Gefühle

konnte er dabei hinauf- und hinabklettern. Es kam nur darauf an, wie er sich zu den gutmütigen Spöttereien und boshaften Nörgeleien stellte, die sein Fall auslöste.

Unging es mit dem ersten Tag, da Schockl wieder an seinem Platze am Ofen saß mit noch heraushängendem, halbverdorrtem Auge. Kam da wie gewöhnlich nach der Mittagsessenszeit der Postbote Mooshammer in die Schneiderstube gestapft und laun hatte dieser die Tür aus der Hand gelassen und „Grüß Gooß beinand“ gesagt, als er schon mit einem „Ja, was war denn nüt dös“ auf den Kater zugeht und ihn mit aller Wichtigkeit inspierte. Beinahe wäre ihm dabei die ganze Briefpost für den Ort mitsamt den Zeitungen (ein Duzend „Wendelstein“ und „Mühlinger Wochenblatt“ nebst einigen Exemplaren „Münchener Tagblatt“) aus dem verschliffenen Lederranzen gefallen. Mooshammer, als Mensch und Beamter, hielt nicht zurück mit seinem Urteil, das für Hausl vernichtend ausfiel. Die Teilnahme des Postmenschen für Schockl war für die anwesende Meisterin der schönste Anlaß, diesem eine eingehende Schilderung des Herganges zu geben: wie Hausl seine Knödel in Essig und Öl essen wollte, wie Schockl sie zuerst ein bißchen probiert hätte, wie aber der Gefelle keinen Spaß verstanden und den Kater gleich auf's Hauspflaster geworfen hätte und dieser halbtot und nur mehr mit einem Auge wiedergekommen wäre. Die Parteinahme der beiden für Schockl war unverkennbar und Hausl hätte den Briefboten, der ihm sonst willkommenen Überbringer war von holden Grüßen auf blumen- und herzenreichen Karten, heute einfach erwürgen können wegen

seiner Uhs und Ohs bei der Erzählung der Niederin.

Das war aber erst der Auftakt. Zwei Tage später hielt der Puhmerkaspar Nachfrage bei Meister Sepp wegen seines neuen Klüffls. Eine Staatsboje sollte er kriegen, grau mit grünen Paspeln, ditto grüne Weste und eine Lodenjoppe mit ebenso grünen Aufschlägen. Uhs aber Kaspar den einäugigen Kater sah und die Geschichte seines Hinäuswurfs erfuhr, vergah er ganz auf den Zwed seines Herkommens. Er hieb sich mit beiden Händen auf seine flachen Schenkel und lachte sein unbändigstes Lachen. Das ganze Schneiderhäusl schien darob zu madeln. Er nannte in Anwesenheit des Meisters und der Meisterin den Hausl, seinen Sonntagsspeil, einmal ums anderemal einen „damischen Kerl“ und „narrischen Teiff“ und fragte ihn voller Hohn, ob er denn gar so neidig geworden sei, daß er dem alten Schockl nicht einmal mehr ellliche Knödelbroden vergönnete. Hausl stand diesmal wie ein Schulbub vor seinem Freunde Kaspar; denn die Schneiderstube ist kein neutraler Boden wie das Wirtshaus, wo auch der Schneidergefelle seinen Mund aufstun darf. Außerdem fühlte sich Hausl in der bewußten Geschichte gerade dem Meister und der Meisterin gegenüber merkwürdig beengt und unsicher. Besser war es also, zu schweigen und zu schluden, dieses Mal und das nächste Mal. Nur so weiter. Bis sie ihn ganz tobsüchtig machten!

Aus dem Büchlein „Die Haltestelle / Kater Schockl“ von Nicolaus Bronberger. (157 Seiten. Kart. RM. 2.— Verlag F. E. Seitz, München). Der Verfasser erzählt von Land und Leuten des Innerts, seine Arbeiten wenden sich an alle Freunde echten Volkstums.